

# Etwas über die Fratelli Ticinesi [Teil 1]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **3 (1898-1899)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310028>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für vor allem die persönliche Freiheit und die Freiheit vom Bösen hinzugesellen, — aber weil das Ziel des Schweizervolkes überhaupt Freiheit ist, ein Stück der Freiheit und der gemeinsamen Freiheit, so trägt es unüberwindliche Kräfte in sich, Kräfte, die untötlich sein werden. H. v. M.

## Pädagogischer Fragekasten.

Als Antwort auf die Frage in Nr. 11 der „Schweiz. Lehrerinnen-Zeitung“ diene folgendes: *Stottern* und *Stammeln* sind zwei verschiedene Fehler, die häufig verwechselt werden. Stottern hat seine Ursachen in der gestörten Respiration und Stimmbildung, ohne dass die Artikulationsorgane affiziert sind. Fühlt sich ein solcher Patient unbeachtet, so spricht er rein artikuliert, ein Beweis, dass ihm an der Rede nichts fehlt. Stotternde Kinder werden infolge der gestörten Respiration schüchtern, befangen, ja ängstlich. Durch etwaigen Tadel und häufiges, sprachverbesserndes Vorsprechen richtet man nicht nur nichts aus, sondern schadet vielmehr. Vorerst ist die Schüchternheit durch grosse Ruhe, Geduld und Freundlichkeit zu überwinden, dann halte man das Kind an, jeweilen vor dem Sprechen tief Atem zu holen und suche die natürliche Respiration herzustellen. Die Erfahrung hiebei zeigt dann von selbst den Weg, den man beim Sprechen einzuschlagen hat.

Ganz anders verhält es sich mit dem *Stammeln*. Dieses ist ein wirklicher Sprachfehler, dessen Ursachen in den Artikulationsorganen liegen. Derselbe äussert sich durch undeutliche Aussprache einzelner Laute, oder in dem gänzlichen Unvermögen, dieselben hervorzubringen. Dieser Fehler kann nur durch künstlichen — nicht operativen — Eingriff gehoben werden, insofern nicht anormale Zustände dies unmöglich machen. Durch den künstlichen Lautierunterricht werden die Sprachorgane in die richtige Lage gebracht und so die Laute entlockt. Ein einziger, hergestellter Laut ist oft die Thüre zu den andern und gibt dem Kinde Mut, denselben in Silben und Wörtern richtig anzuwenden. *Hr. Z.*

## Etwas über die Fratelli Ticinesi.

Von *L. Döbeli*, Erzieherin in England (vormals in Lugano).

„B'hüetis!“ es wird doch hoffentlich niemandem einfallen, diese Hitzköpfe, diese Raufbolde in unser friedliebendes Blatt einführen zu wollen. Dann adieu Ruhe! Das heisst ja lauter dunkle Feueraugen, coltelli, Raub, Mord und Totschlag! Man darf's ja kaum sagen, dass solche Menschen sich auch Söhne Helvetiens nennen!“

Dies mögen so ungefähr die Gedanken sein, die sich für manche Leserin „unwiderstehlich“ mit obigem Titel verbinden werden. Und wir in der nördlichen Schweiz hatten ja wirklich schon oft genug Gelegenheit, allerlei an unsern tessinischen Miteidgenossen zu beobachten, was uns gar nicht für sie einnimmt; im Gegenteil, unwillkürlich werfen wir von Zeit zu Zeit einen etwas unruhigen Blick auf sie, etwa wie auf eine Pfanne Milch, die jeden Augenblick überkochen kann. (Meine selbsthaushaltenden Kolleginnen entschuldigen gewiss den prosaischen Vergleich!) Ja, seit der Herbstrevolution 1890 und verschiedenen, von Schüssen und Messerstichen bekräftigten liebevollen Auseinandersetzungen zwischen Deutsch- und Tessinerarbeitern, seither halten die meisten dafür, das Wort: Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg! könne hier fast nicht genug an-

gewendet werden und wenn es einmal dazu käme, dass der Tessin nach Rom „tributpflichtig“ würde, so könnte man das im Interesse des helvetischen Hausfriedens nicht einmal so stark bedauern. Im Ganzen aber gibt man sich mit dem Gedanken zufrieden, dass das unruhige Völklein doch noch glücklicherweise „änenache“ vom Gotthard lebt, was die allzu grosse Intimität jedenfalls nicht erleichtert.

Und wenn irgendwo, so wird hier das Wort von der „geteilten“ und dadurch „gedoppelten“ Freude wahr. Denn mit eben dem Entzücken, das viele von uns den Tessinern gegenüber empfinden, betrachten — oder vielmehr betrachteten — sie ihrerseits die Tedeschi (Deutschen), die namentlich seit der Eröffnung der Gotthardbahn in immer grösserer Anzahl sich in ihrem Lande niederlassen und so manchen Industrie- und Handelszweig, so manche einträgliche Stelle in den Behörden und dem Erziehungswesen an sich reißen, abgesehen von einem tüchtigen, deutschen Arzte hier und dort, der sich eines so allgemeinen Zutrauens erfreut, dass selbst das neidloseste „südliche“ Gemüt nicht ganz unerschüttert bleiben kann. So machte sich denn auch im Anfang der Achtzigerjahre die Freude der tessinischen Bevölkerung an den Vertretern der Deutschkantone oft in ganz gelungener Weise Luft und es gehörte noch zum Sanftesten, wenn einem stattlichen Herrn aus der Mutzenstadt höhnisch nachgerufen wurde: Tedeschung! Tedeschung! (d. h. im dortigen Dialekt „grosser Deutscher“) oder wenn man die Unsrigen, die als die Ersten die Badanstalt am schönen Luganersee benutzten, begrüßte mit dem verächtlichen Rufe: Purcell! („Säuli“), wahrscheinlich aus der Logik, sie müssten es mit der Säuberlichkeit schon weit gebracht haben, um so viel Wasser zu bedürfen. Wer weiss, ob sich nicht jene Scene aus Lenaus „drei Indianern“ einmal wiederholt hätte, wenn der rauschende Tessin in seinem Lauf irgendwo einen Niagarafall machte! An herzlichem Hass und Neid und an manch einem zwischen blendenden Zähnen halberstickten „Fluch den Weissen!“ hat es gewiss nicht gefehlt.

Doch das alles war, wie gesagt, im Anfang der Achtzigerjahre so. Seitdem haben sich die Verhältnisse — wie ich mich während einem Aufenthalt in Lugano 1890—97 überzeugen konnte — bedeutend verändert. Die Tessiner scheinen sich ins Unvermeidliche gefügt zu haben und zu begreifen, dass es am besten ist, wenn sie mit ihren in manchem so überlegenen „Eindringlingen“ so gut wie möglich auszukommen suchen. Ja in vielen Fällen ist aus dem erst mit scheelen Augen angesehenen Deutschen ein „caro amico“ geworden und immer deutlicher tritt in allen Ständen das Bestreben hervor, die Unterschiede zwischen den Vertretern von Nord und Süd auszugleichen, sich die beiden Bevölkerungen freundschaftlich näher zu bringen. In dieser Tendenz machten z. B. die Deutschschweizer von Lugano im Frühling 1897 zum ersten Mal den Versuch, zu ihrem alljährlichen Feste — dem sog. Deutschschweizerabend — auch Tessiner einzuladen, und da war es beim Ball geradezu „rührend“ zu sehen, in welcher Einmütigkeit die Vertreter von diesseits mit den Repräsentantinnen von jenseits (dem Gotthard nämlich!) und umgekehrt die Wonnen des Walzers, Galopps etc. genossen (die Figurentänze, wie Quadrille, Lanciers u. s. f. scheinen dem italienischen Blute zu „feierlich“ und missglücken meist ziemlich). Und wie am Bankett die Flammen der Eintracht, der Brüderlichkeit hoch auflohten in deutschen und italienischen Reden, letztere natürlich begleitet von manch einem begeisterten Druck der Hand auf das so stark eidgenössisch schlagende Herz! (die Italiener thun's nicht anders), wie da so manches brausende Hoch ausgebracht wurde auf das gemeinsame vielteure Vaterland und auf die sich gegenseitig in Liebe fast

verzehrenden Confederati! — kurz, man konnte nur in einem fort denken: Heil dir, Helvetia! Ob die sich seither immer mehrenden Ehen zwischen Deutschschweizern und Tessinern ihren Urgrund in jenem festlichen Abend haben, war mir leider nicht zu erforschen vergönnt.

Ein anderes, wenn vielleicht auch nicht ganz so schnell gegenseitig erwärmendes Vereinträchtigungsmittel ist u. a. der Frauenverein von Lugano, dessen zum grössten Teil deutschschweizerische Damen sich die Mühe geben, alle Jahre zu Weihnachten eine ganze Schar meist italienischer armer Kinder zu kleiden. Wer je dabei gewesen und gesehen, wie dann all die Italienerchen mit strahlenden Augen den deutschen Christbaum anstauen, wie sie zum Dank ihre wunderschönsten Gedichte herunterdeklamieren (jede Mutter versichert zum voraus, *ihr* Kind wisse ein ganz besonders „prächtiges“ und wehe, wenn eins nicht drankommt), wie sie ihre herzbewegendsten Lieder mehr oder weniger „singen“, natürlich alles mit der obligaten Begleitung von lebhaften Gesten und Kuss-händen, wer „bewegt“ dabei gestanden, wenn nachher unbegreifliche Mengen von Kuchen und Panetone in alle die festlich gestimmten Mäglein verschwinden, gebührend begossen mit einem sonst seltenen „Schoggolagaffe“, wer endlich hörte, wie alle die glücklichen Mütter mit den vollen Schürzen sich zu den Geberinnen drängen und alle Segnungen des Himmels auf die „buona sciura“ (signora) herunterrufen, der musste sich sagen, auch das sei ja ein ganzes „Seminar“ von Eidgenossenhaftigkeit, ein lebendes Bild zu dem Worte: Wir sind ein einig Volk von Brüdern!

Auch in den verschiedensten andern Verhältnissen nimmt die Spannung immer mehr ab. In den Schulen (in denen freilich noch manches südlich-originell aussieht) sitzen die schwarzesten „Tessinerli“ neben den hellblondesten Nordschweizern und während früher die jungen Tedeschi auch hier mancherlei Neckereien, ja schlimme Streiche aller Art zu ertragen hatten, ist nun die beidseitige Freundschaft schon so weit gediehen, dass „Süd“ und „Nord“ sich ihre intimsten Busengeheimnisse mitteilen und dass z. B. beim „Tribunalspielen“ in einer Ausfallstunde einem allgemein beliebten Bernerjungen neidlos vom ganzen „Tessin“ eine der hervorragendsten Richterrollen zugeteilt wurde. Und obschon sie alle — dank einem wunderbaren Tintenfass-Placierungssystem — so ziemlich täglich mit schwarzen Klexen auf Büchern und Kleidern heimkehren, werden doch die kleinen Knirpse etwa vom 9. Jahre an, ohne Unterschied von „diesseits“ und „jenseits“, mit dem pompösen Namen „studenti“ beehrt. Dafür aber lassen sie dann auch wieder bei Schulfesten und andern Anlässen das *Ci chiam, o Patria* (Rufst du, mein Vaterland) mit so enthusiastischer Einigkeit und so unbändiger Vehemenz los aus all den jugendlich kräftigen, ro- und germanischen Kehlen, dass man nur vom Zuhören fast umfällt und sich mit Genugthuung fragt, was so orkanartiger Patriotismus erst im „Handgreiflichen“ leisten müsste!

Dass bei der Erstellung grösserer öffentlicher Gebäude, bei der Einrichtung von allerlei Wasser-, Elektrizitäts- etc. Werken die Nordschweizer mit Rat und That mithelfen, ja oft sogar leitende Stellen einnehmen, ist fast selbstverständlich, ebenso dass sie sich lebhaft beteiligen an allen Beschlüssen zum Wohl des Landes, das ihr zweites, engeres Vaterland geworden. Ja, bis zum Grabe begleitet man sich gegenseitig und wenn es uns kühlere Naturen auch fremdartig berührt, die Abschiedsrede eines Tessiners an der offenen Gruft seines deutschschweizerischen Freundes mit italienisch lebhaften „Bravo!“ und einem Versuch von Beifallklatschen verdankt zu sehen, so schätzen wir doch diese rege, sich stets so leicht äussernde Sympathie.

Und nun werden alle diese Annäherungsversuche zwischen Süd und Nord in letzterer Zeit aufs wirksamste unterstützt durch schriftliche Aufrufe aus verschiedenen, vortrefflichen tessinischen Federn, die immer und immer wieder hinweisen auf die Vorteile und das Glück, die beiden Teilen aus einem tiefern gegenseitigen Verständnis erwachsen würden. (Forts. folgt.)

## Nachrichten.

**Vom Stanniolhandel.** Der erste Tausender ist mit Ende September um Fr. 75 überschritten. Die durchschnittliche Monatseinnahme seit Neujahr beträgt Fr. 70. Die Blätter werden nun meist flach aufgehoben und versandt, so dass das Erlesen eine Freude ist. Ausnahmen gibt es natürlich noch immer, und es sollte von Zeit zu Zeit durch die Sammlerinnen das Zerreißen der Blätter, *besonders auch des Bleis und der Kapseln*, bekämpft werden. Es ist sehr schwer, einen Haufen Zinn, der mit winzigen Bleistückchen vermischt ist, zu erlesen, während ganze Bleiblätter ja leicht entfernt werden können. Das Aufbewahren in Papiersäcken verdamme ich immer wieder.

Wer Stanniol und Marken gleichzeitig versendet, möge beide Artikel so verpacken, dass sie nicht durcheinander rutschen. Die Aufschrift „Stanniol“ auf dem Packet ist unnötig. Die Empfängerin weiss ja, was darin ist, und andere Leute geht es nichts an; lieb ist es mir dagegen, den deutlichen Namen der Versenderin lesen zu können.

Beim Lesen des Mitgliederverzeichnisses des Lehrerinnenvereins habe ich viele bekannte Namen gefunden, aber ungleich zahlreicher waren doch die, denen ich noch nie auf einem Stanniolpäcklein begegnete. Hoffentlich bekehren sich bis zur nächsten Hauptversammlung noch recht viele Lehrerinnen zu eifrigen Sammlerinnen.

Natürlich rede ich nicht von Städten, wo Kollektiv-Versandt betrieben wird, und weiss auch ganz gut, dass nicht in jeder Ortschaft Stanniol aufzutreiben ist. Oft aber ruhen Schätze lange ungehoben; man verschiebt das Sammeln oder die Ablieferung aus irgend einem Grunde. Ein Zehner-Couvert voll Zinn, das ich wirklich erhalte, ist mir aber lieber als ein Zehnpfundpacket, das man mir nur verspricht, denn je rascher das Material verkauft werden kann, desto eher trägt das Geld Zinsen. Grössere Sendungen sind mir daher auch immer willkommener *vor* als nach dem 20. eines Monats. Sehr rührige Sammlerinnen sind seit längerer Zeit die Aargauer Lehrerinnen, was auch der heutige Monatsbericht wieder beweist.

Den Lehrern in Sentier, Herisau, Ennenda, Stein im Ober-Toggenburg, die seit Jahren eifrig sammeln, haben sich ein Tessiner, ein Schwyzer und zwei Freiburger Lehrer angeschlossen. Die letztern beiden essen sich zu unsern Gunsten in ihrem Junggesellenhaushalt durch zahlreiche Maggisuppen hindurch und beweisen durch die ganz respektablen Stanniolpäckchen, die sie abliefern, dass auch aus Kleinem Grosses wird, wo man es schätzt. (Spr. 13, 11.)

— **Lehrerinnenheim.** Stanniolertrag im September Fr. 85. Nach dem 24. September eingelangte Beiträge können wegen Ferienbeginn erst im Oktober verkauft werden, so wird auch der Ertrag einer avisierten grössern Zürcher Sendung dem Oktober zu gute kommen.